Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 96. Freitag, 8. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich wüßte nicht, wieso, Herta? Etwa, weil ich hier in der dritten Klasse des Treptower Krankenhauses liege — —wie es sich übrigens für eine Typistin und weiland Verkäuferin in einer Rind- und Schweineschlächterei gehört?"

„Was? Du bist nicht mehr bei . . ."

„Schon lange nicht!" lachte Helga. „Laß dir erzählen!"

In kurzen Zügen entwarf sie der Freundin ein Bild über ihre Erlebnisse in den vergangenen zehn Wochen. Kopfschüttelnd lauschte Herta Bauer und meinte dann in anerkennendem Tone:

„Allewetter! Da bist du ja bedeutend tapferer, als ich glaubte! Aber willst du wirklich deine Genesung hier abwarten?"

„Warum denn nicht? Unsere Vereinbarung verbietet mir, während der Dauer des Jahres von allen Vorteilen meines millionärischen Daseins Gebrauch zu machen! Und im übrigen habe ich in den vergangenen zehn Wochen schon so viel gelernt von dem Aussehen der Welt außer mir, daß ich nicht einsehe, warum ich es in diesem Fall besser haben soll als Tausende, denen es sogar noch schlimmer geht! Sieh dir einmal die kleine blonde Frau da drüben an. Wenn ich tatsächlich lebenslang nur das wäre, was ich mir ein Jahr lang zu sein vorgenommen habe, wäre ich immer noch beneidenswert ihrem Schicksal gegenüber?"

Herta Bauers Gesicht zeigte immer mehr Erstaunen.

„Ich kenne dich ja gar nicht wieder, Helga! Da glaubte ich ein Mädelchen zu finden, das sich äußerst unglücklich unter dem Zwang einer an sich belanglosen Wette fühlt und nur aus Stolz noch durchhält . . . und finde eins, das sich anscheinend unter dem Einfluß gewisser Erlebnisse in eine Art fixer Idee verrennt, wenn man es nicht rechtzeitig davor bewahrt! Daß du dem kleinen Weghart da geholfen hast, war gewiß sehr nett . . . aber deine Menschenliebe, dein altruistischer Trieb darf noch nun beileibe nicht so weit gehen, unter unmöglichen Umständen dich zum gleichleidenden Teil einer Menschenklasse zu machen, vor dem dich glücklicherweise die Vorsorge deines Vaters bewahrte! Der Zweck unserer Wette war nur, dich aus einem ungesunden Zwischenzustand herauszureißen und der scheint mir hinreichend erfüllt!"

„Ich will ehrlich sein, Herta: nach dem Erlebnis mit Wilsnack gab es Augenblicke, in denen ich den Mut verlor und nahe daran war, alles aufzugeben. Ja, gestern noch hatte ich eine pessimistische Anwandlung. Heute aber bin ich entschlossen, meinen Plan bis zum letzten Tag durchzuführen. Es geht mir nicht mehr um die Wette allein . . . ich habe mir die Aufgabe gestellt, in diesem Jahr die Menschen kennen zu lernen, die Menschen und ihre Nöte, von denen ich bisher nichts wußte. Und ich will versuchen, Wege zu finden, wie ich nach Kräften helfen und lindern kann."

„Das ist ja Unsinn, Helga! Wenn du durchaus Philantropin werden willst, so kannst du es auch auf andere Weise. Die Not der Menschheit ist zu groß, als daß du allein ihr steuern könntest . . ."

„Das weiß ich! Wir wollen jetzt auch nicht weiter darüber reden. Mein Entschluß ist gefaßt: ich bleibe in den weiteren neueinhalb Monaten Arbeiterin! Daß ich mich verliere, wirst du mir nicht zutrauen. Zugrundegehen kann ich auch nicht, denn im schlimmsten Falle steht mir ja jederzeit meine Villa im Grunewald offen! Genug davon. Ich habe jetzt eine Bitte an dich: suche morgen Justizrat Heckel auf und sage ihm, daß du mit mir gesprochen hättest, daß es mir ausgezeichnet gehe, und daß ich nicht die geringste Neigung verspürte, vor dem ersten Juni 1929 wieder in meine alte Stellung einzutreten. Bitte ihn, sich — natürlich unter völligem Ausschluß meiner Person — bei der Krankenhausleitung nach den Verhältnissen und der Adresse der Plätterin Lotte Bach — das ist die arme blonde Frau dort mit ihrem lungenkranken Mann und dem goldigen Kinde — zu erkundigen. Dann soll er den Mann zu sich bestellen und ihm von meinem Konto fünftausend Mark auszahlen mit der Bestimmung, daß dreitausend Mark für einen vorläufig halbjährigen Aufenthalt im Süden verwendet werden sollen zur Heilung seines Lungenleidens . . . die restlichen zweitausend Mark sollen zur Errichtung einer Wasch- und Plättanstalt für die Ehefrau des Bach dienen."

„Hm, und wenn der Justizrat sich weigert . . ."

Da fuhr Helga Wendhus auf und sagte in so entschiedenem Tone, wie ihn Herta Bauer von der Freundin noch nie gehört hatte:

„Er darf sich nicht weigern! Ich habe über mein Geld zu verfügen! Und wenn ich in diesem Jahr hier und da helfend einspringe, so verbrauche ich dabei immer noch nicht so viel, wie ich unter normalen Verhältnissen für mich verwenden würde! Außerdem geht es hier um das Leben eines Menschen und um das Glück einer Familie, deren Not vollständig unverschuldet ist!"

„Aber, Helga, ich kenne dich ja gar nicht wieder . . ."

Helga lachte.

„Das hast du mir vor ein paar Minuten schon gesagt."

„Und was hast du denn nach deiner Entlassung hier vor?"

„Das kann ich dir noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Vor allem natürlich: Arbeit suchen! Ganz gleich, was. Zu Fleischermeister Thielemann kehre ich nicht zurück."

Herta Bauer benutzte den letzten Teil der Besuchszeit dazu, Helga Wendhus von ihrer Idee abzubringen. Die Voraussetzungen der von ihr inszenierten Wette waren ja ganz andere . . . nie und nimmer hätte sie geglaubt, daß die Dinge eine solche Entwicklung nehmen könnten. Sie hatte die Freundin kurieren wollen und sah nun allmählich ein ganz neues Wesen in ihr aufwachsen, das an sich zwar edel und gut war, aber doch gar zu leicht in ungesunde Übertreibung ausarten könnte. Helga Wendhus hatte ein weiches, mitfühlendes Herz und könnte unter Umständen einmal nach allen Regeln der Kunst von einem geriebenen Schwindler ausgenützt werden

Diesen Einwand entkräftete Helga aber sofort ziemlich temperamentvoll:

„Ich glaube, doch noch so viel Urteilskraft zu besitzen, um in jedem Falle entscheiden zu können, ob meine Hilfe angebracht ist oder nicht. Außerdem darfst du nun nicht glauben, daß ich bedenkenlos helfe, wo man mich etwa darum angehen sollte! Du vergißt eins: alle diese Menschen halten mich für ihresgleichen, erwarten von mir keine Hilfe, weil ich in ihren Augen ja genau nicht mehr habe als sie selber, deshalb klagen sie mir auch viel ehrlicher und rückhaltloser ihre Not! Und da ist gerade das Schöne dabei: helfen zu können, ohne daß die Leutchen wissen, woher es kommt! Richard Weghart ahnt nicht, daß ich es war, die ihm sein Studium ermöglichte — und doch hängt er an mir mit ganzem Herzen!"

Als die Glocke das Ende der Besuchszeit ankündigte, hatte Herta Bauer nichts erreicht. Ja, sie mußte der Zurückbleibenden noch versprechen, alles zu tun, um eventuelle Nachforschungen des Justizrats zu vermeiden und sie zu decken.

Wenn die Freudigkeit und Energie, mit der sie Helga Wendhus von ihrer Zukunft sprechen hörte, ihr auch zeigte, wie sehr ihre „Kur" angeschlagen, so ging Herta Bauer doch mit einer leisen Sorge und beschloß, wirklich ein wachsames Auge auf sie zu haben.

Klein-Hannelotte verabschiedete sich in ihrer drolligen Weise von Helga, und auch der Mann, ruhig und bescheiden, gab ihr die Hand.

Lächelnd sah Helga dem Kinde nach — und Frohsein war in ihr, auch hier helfen zu können aus der Verborgenheit heraus.

Langsam sank ihr Kopf in die Kissen. Die Unterhaltung mit der Freundin hatte sie doch sehr ermüdet. Sie schloß die Augen. Spürte in sich eine Welle der Befriedigung, die zum Herzen strömte und es hell und leicht schlagen ließ.

14

Der Tag, an dem Helga Wendhus aus dem Krankenhaus entlassen wurde und, den Arm noch in der Binde, ihrer Wohnung in der Michaelkirchstraße zuschritt, begann nicht gerade ermutigend.

Frau Lüdtke machte durchaus kein freundliches Gesicht, als ihre Untermieterin wieder vor ihr stand und erklärte in ihrem gewöhnlichen mürrischen Ton, daß sie das Zimmer bereits anderweitig vermietet habe. Bis zum 31. August sei es nur bezahlt gewesen, und sie habe nicht gewußt, ob Fräulein Wendhus es behalten wollte. Außerdem brauche sie das Geld für die Vermietung sehr.

Ein bißchen gedrückt stand Helga auf der Straße und wußte im ersten Augeblick nicht recht, was sie anfangen sollte. Damit hatte sie nicht gerechnet. Dann aber richtete sie sich entschlossen auf. Nett war es nicht von dieser Frau Lüdtke . . . nun, man mußte sich eben damit trösten und sofort auf die Zimmersuche gehen! In dieser Gegend sah man ja fast an jedem zweiten Haus ein Schild „Möbliertes Zimmer zu vermieten!" — also würde sich bis zum Abend schon etwas finden.

Rosig war jedoch ihre Lage auch in finanzieller Beziehung nicht, besaß sie doch im ganzen nur etwas über siebzehn Mark, die ihr nach Abzug der Miete und einiger anderer Kleinigkeiten von dem Ertrag ihrer Tätigkeit bei Meister Thielemann verblieben waren. Wenn sie davon noch die erste Woche für ein Zimmer bezahlt hatte, blieb ihr nicht viel übrig.

Vor der ärgsten Not war sie zwar in den nächsten zwei bis drei Wochen geschützt, da sie während dieser Schonzeit ihr Krankengeld erhielt, das zwar nur 22.40 Mark betrug, aber immerhin zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse ausreichen würde. Und hoffentlich gelang es ihr in der Zwischenzeit, irgendwo eine Stellung zu finden.

Sie hatte die Tage im Krankenhaus genügend dazu benutzt, sich bei Lotte Bach Kenntnisse über die Möglichkeiten des Arbeitsuchens zu holen und ihren Plan fertig. Sie würde außer ihren eigenen Bemühungen auch die Hilfe des städtischen Arbeitsnachweises in Anspruch nehmen und wenn sie auch, da sie die gesetzlich vorgeschriebenen sechs Arbeitsmonate nicht aufzuweisen hatte, keine Unterstützung bekam, so bestand doch die Aussicht, daß sie von dort aus eine Stellung zugewiesen bekam.

Eigentlich hätte sie ja schon längst eine haben können! Als am Mittwoch nach jenem Sonntag plötzlich der Mann Lotte Bachs im Krankensaal erschien, in einer Aufregung, die deutlich verriet, daß etwas Außerordentliches geschehen sein mußte, und seiner Frau in sich überstürzenden Worten erzählte, daß er an diesem Morgen zu einem Justizrat gerufen worden sei, der ihm das und das eröffnet und die ersten dreitausend Mark gleich ausgezahlt habe, starrte Lotte Bach ihn erst an, als wolle er ihr ein Märchen aufbinden, begriff den unerhörten Glücksfall nicht und glaubte an eine Täuschung. Dann aber war es wie ein Rausch über sie gekommen. Sie lachte und weinte in einem . . . und nachdem sie sich beruhigt hatte, nachdem er ihr das Geld gezeigt, da trat ein solch inniger Ausdruck von Freude und Dankbarkeit gegen den unbekannten Spender in ihr Gesicht, daß mit einem Male jeder Zug der Sorge und des Harms daraus hinweggewischt schien.

Wieder allein mit ihr, mußte Helga Wendhus einen Strom über sich hinrauschen lassen. Wer das nur gewesen sein könne, was es doch für gute Menschen in der Welt gäbe, wie das nur möglich sei, daß ein wildfremder Mensch sich so ihrer annehme, woher der das aber bloß wisse — und tausend andere Ergüsse.

Wie umgewandelt war die junge Frau. Am liebsten wäre sie aus dem Bett gesprungen, um vor Freude einen Charleston zu tanzen, sagte sie. Und als sie ein paar Tage später endlich aufstehen und zum ersten Male an Krücken durch den Saal humpeln konnte, ging sie von einer zur andern und erzählte allen mit der gleichen freudestrahlenden Miene von ihrem großen, großen Glück.

Saß stundenlang an Helgas Bett und spann Zukunftspläne. Herrgott! mit zweitausend Mark könne man ja eine so wundervolle Wasch- und Plättanstalt einrichten! Und wenn sie doch nur wüßte, wer es war — sein ganzes Leben lang würde sie ihm die Wäsche umsonst waschen und plätten!

„Denken Sie doch nur, Fräulein Wendhus . . . vor ein paar Tagen noch wußte ich nicht, wie alles werden sollte und war der Verzweiflung nahe! Und nun auf einmal . . . mir ist's, als wäre ich plötzlich in den Himmel gekommen! In der nächsten Woche fährt mein Mann schon nach Nervi, ich kehre nach Hause zurück, und wenn ich auch vorläufig noch am Stock humpeln muß . . . die Vorbereitungen kann ich doch treffen zur Einrichtung des Geschäfts! Ach, ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht vor lauter Freude! Daß es so etwas gibt! Ist das nicht wie im Märchen? Und auch eine Idee habe ich: wenn Sie wieder gesund sind, Fräulein Wendhus, kommen Sie zu mir! Das Bügeln lernen Sie schnell — Sie können bei uns wohnen und essen — und so sind Sie mit einem Mal Ihre Sorge um die Zukunft los!"

Darauf war Helga Wendhus zum Leidwesen Lotte Bachs nicht eingegangen. Ihre Vereinbarung mit Herta Bauer lautete: sie dürfe ihr Vermögen nicht dazu verwenden, um daraus Vorteile für sich zu ziehen. Das wäre hier, wenn auch für Lotte Bach unbewußt, der Fall gewesen. Also . . .

Aber die junge glückliche Frau einmal zu besuchen, hatte sie versprechen müssen.

Es war so schön, ganz still zu liegen und die Freude der anderen in sich wiederklingen zu hören, nichts zu denken als: wie herrlich, Freude zu wecken und auch Freude zu fühlen.

Während sie nun die Wohnungssuche begann, zogen jene letzten Tage im Krankenhaus an ihr vorüber, der Abschied Lotte Bachs, die kurz vor ihr gegangen war, mit hellen blauen Augen und einem Gesicht, aus dem jeder Zug des Grams und der Sorge verschwunden, einem Gesicht, das wieder ganz jung geworden war — das zog an ihr vorüber in lichten Bildern und bannte jedes Bangen aus dem Zustand der Ungewißheit, in dem sie sich jetzt befand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spur ins Jenseits.

Skizze von **Georg Paul Lücke.**

Er hatte die Stier in den verharschten Gipfelschnee gerammt und stand nun, die Hände in den Taschen, mit gespreizten Beinen in der schon wärmeren Februarsonne. Lässig hing ihm die Pfeife im Mundwinkel, der zuweilen kleine Rauchwolken entwirbelten, um sich im leichten Höhenwind aufzulösen.

Das Indianerrot des Gletscherbrandes hob das Weiße um seine Pupillen. Die dunkle Färbung des Gesichts betonte das leuchtende Blond des über der Stirn hochgekämmten Haares.

Stiller schon lag die Nachmittagssonne über den Bergen. Eine Heerschar silbergepanzerter Gestalten, ragten die Hochgipfel im Kreise und warfen den schimmernden Aufprall der Sonne in das Blau der Wandschatten, glichen die Kontraste aus, wo die Zeit ihre Runen in das Antlitz der Erde gezeichnet. —

Am Ende des kurzen Grates saß Lilian Grey-Anderson. In kurzer Abdachung brach dort der Gipfel in die Tiefe zum Gletscher. Sie stützte den Kopf in die Hände, so daß sie ihm das fein geschnittene Profil zuwandte. Saß dort wie ein Knabe und träumte in die weite, weiße Welt.

In allen diesen Tagen, da er die Wunder der Hochwelt mit ihr gesucht, war ihm diese Frau ein Rätsel geblieben. Von Minute zu Minute konnte ihre Stimmung wechseln. Lachte sie wie ein Kind, das keine Ermüdung kennt, wenn sie auf irgendeiner Hütte nach halbdurchwachter Nacht zum Aufbruch rüsteten, so legte das bejahende Sonnenlicht einen Schatten über ihre Züge, wie eine Frage, auf die es keine Antwort gibt.

Sie war ihm Kamerad geworden in den Bergen. Stieg er einmal, wenn sie sich ausruhen wollte, allein hinauf, fühlte er drückende Einsamkeit, die ihn loslöste vom Leben, und wo er Befreiung gesucht vom Druck der Tiefe, zog ihn quälende Sehnsucht zu Tal.

Wohl mochte auch sie das Gefühl der Gemeinsamkeit in Todesnähe, den höheren Wert eines Beisammenseins im Lichte solcher Sonnentage empfinden, mehr noch vielleicht im tobenden Wettersturz, der sie zwang, sich dem erprobten Fahrtgenossen zu fügen, fanden doch die Regungen, die ihn, den Mann, zum Weibe zogen, in ihr keinen Widerhall. Ließ ein Impuls seine Rede einmal wärmer werden, dann stand die Mauer der Konvention zwischen ihnen. Sie wurde ihm zur steinernen, rätselhaften Sphinx, ihre Sprache wurde oft hart und abweisend und hemmte seine aufwallende Leidenschaft.

Gab es so ein peinliches Verstummen zwischen ihnen, dann unterbrach sie mit einem nichtssagenden Wort das Schweigen. Er, der gewohnt war, in den Mienen der Menschen zu lesen, Seelenrätseln auf den Grund zu gehen, fand hier bei dieser Frau keine Lösung.

Nun hatte sie ihm das Gesicht zugewendet. Ein Lächeln lag um ihren Mund, die beinahe zu roten Lippen. Sie dehnte die Arme, streckte den knabenhaften Leib und sprang auf.

„Schon?" fragte er. „Morgen ist unsere Kameradschaft zu Ende."

„Und wenn ...?"

Er trat zu ihr: „Und wenn ...?" gab er die Frage zurück.

Ein vorsichtiges Tasten war es, voll Spannung auf ihre Antwort.

Sie aber hatte nur ihr hartes, frauenfremdes Lachen.

„Lilian!" Sein Ruf, der ihre schlummernden Instinkte wecken wollte, klang wärmer, dringlicher.

„Miß Grey! — Oder Anderson — oder sagen Sie meinetwegen auch Miß Grey-Anderson, bitte!"

Es war ein Befehl, und wieder stand da die Mauer.

Er nahm das Seil von der Schulter, rollte es auf, knüpfte den Knoten über ihre Hüfte. Als er ihr auch die Bindung anlegen wollte, wies sie ihn zurück und tat es selbst.

Mit kurz gerissenen Schwüngen fuhren sie zu Tal, daß der Pulverschnee am Schattenhang flirrende Lichter stäubte.

Am kleinen Lac du Tacul, der unter schneeüberwehter Eisdecke schlummerte, machten sie halt. Schon legten Charmoz und Blaitière wuchtige Silhouetten über den Gletscher. Jenseits brachen im Lichte der nun sinkenden Sonne die gewaltigen Abstürze der Aiguille du Moine zur Tiefe, zur Rechten flankiert durch den Bruch der Séracs du Taléfre.

Die stille Stunde wob ihre Gedanken ineinander. Sein Blick ruhte auf ihr, das Bild sich einzuprägen, wie sie da neben ihm saß, Kamerad auf Zeit nur und dann ferne Erinnerung einmal an etwas Schönes, das man nicht begriffen hatte.

Da sah er einen feuchten Schimmer in ihren Augen.

„Lilian?" Er suchte ihre Hand, die sie ihm willig ließ, fühlte ein leises Beben.

„Lilian!"

Da neigte sie den Kopf und — weinte.

Zeitig am nächsten Morgen betrat er den Frühstückssaal. Lachend und lärmend schon rüsteten die Gäste zum Aufbruch zu den Übungsplätzen, zum Vormittagsbummel.

Er griff nach der Post, die auf dem Tisch für ihn bereit lag. — Ein Eilbrief aus Berlin.

„Herrn Dr. Olaf ten Ström, Detektiv, z. Zt. Chamonix, Hotel Montblanc", lautete die Aufschrift. Er öffnete und las. Man erbäte seine sofortige Abreise nach London — in Sachen Breevort, da sich neuerdings Tatsachen ergeben hätten, die eine Wiederaufnahme des Prozesses ermöglichten.

Er entsann sich des Falles. Giftmord an Dr. John David Breevort, den mutmaßlich die Gattin verübt haben sollte, die jedoch mangels Beweises freigesprochen worden war. Er selbst, als Autorität auf dem Gebiete der kriminalistischen Toxikologie, hatte das Gutachten gefertigt, persönlich aber war er als Zeuge nicht aufgetreten.

Da war ein zweites Schreiben. Mit englischer Marke? Er öffnete, suchte die Unterschrift, stutzte.

Grey-Anderson? — Er bat um seinen persönlichen Besuch. Auf Grund neuerer Ergebnisse wäre die Unschuld seiner Tochter so gut wie sicher. Er kenne deren Aufenthalt nicht, vermute jedoch, daß sie sich unter ihrem Mädchennamen irgendwo verborgen halte.

Als die Dame zufällig die Adresse auf dem Brief gelesen habe, so berichtete der Oberkellner auf ten Ströms Frage, habe sie beinahe fluchtartig den Saal verlassen. Er hatte festgestellt, daß sie nicht mehr im Hause war. Weitere Erkundigungen im Ort ergaben eine Spur. Sie führte nach Montanvert hinauf.

Zweifel waren in ihm. War diese Flucht ein Schuldbekenntnis? Es konnte, mußte anders sein. Sie hatte die Aufschrift auf dem Brief gelesen, wußte also, wer er war. Vermutete sie in vernichtender Kenntnis, daß der Mann ein Häscher war, mit ihren Gefühlen nur ein berechnetes Spiel getrieben, eine Maske getragen, wo sie Vertrauen gehabt — der Mann, den sie — liebt? —

Er hatte die Spur. In hastigen Windungen zog sie steil bergan, dem Gipfel zu, auf dem sie gestern Abschied genommen von den Bergen. Nebelwolken zogen in dichten Schwaden von Westen her, hüllten die Gipfel ein. Sein Blick suchte den Gischt zu durchdringen. Er glaubte Schatten zu sehen, und es waren doch Trugbilder, Felsen, von denen der Schnee sich im werdenden Frühling löste.

Als er noch wenige hundert Meter unterhalb des Gipfels war, lichtete sich auf Augenblicke das Gewölk. Da sah er ihre Gestalt, gegen den Himmel gezeichnet, auf dem Grat. — „Lilian!"

Doch dichter schoben sich die Nebel ineinander, verwischten das Bild, lösten es auf.

Und als er, atemlos vom eilenden Aufstieg, den Gipfel erreichte, sah er — nur die Spur, die sich in gerader Abfahrtslinie jenseits über den Hang zog und am Rande des Abbruchs zum Gletscher im Nichts verschwand.

Gericht im Orient.

Von **Albert Reinicke.**

Ibrahim, ein Teppichhändler in Akka, kam eines Tages nach Hause und vermißte seine Frau, die schöne Suleika. Vielleicht ist sie zu ihren Verwandten gegangen, dachte er und wartete geduldig bis zum Abend. Suleika aber kam nicht. Tage vergingen. Fieberhaft suchte Ibrahim nach seiner Frau, fragte überall nach, konnte sie jedoch trotz aller Bemühungen nicht finden. Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanken. Sollte etwa der Pascha ...? Der Pascha von Akka hatte nämlich zwei Leidenschaften: seinem Harem ständig neue Frauen zuzuführen und seine Schatzkammern unentwegt aufzufüllen.

So schnell ihn seine Füße tragen konnten, eilte Ibrahim zum Pascha, warf sich vor ihm nieder und rief: „Der Friede Allahs sei mit dir, o Pascha!" und erhob flehend die Hände zu ihm.

„Was willst du?" fragte der Pascha ungnädig.

„Mächtiger Pascha! Ich habe mein Weib verloren, die Sonne meines Lebens, gib sie mir wieder!"

Der Pascha schnellte von seinem Sitz empor. „Schurke!" knirschte er und versetzte Ibrahim einen derben Fußtritt. „Diese Frechheit sollst du mir büßen! Hab' ich denn deine Frau?"

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß meine Frau fort ist, daß du der mächtige Pascha von Akka bist und ich sein gehorsamer Untertan bin!"

„Hm", machte der Pascha, sann kurze Zeit nach und sagte: „Führe mich in dein Haus."

Dort ließ sich der Pascha die Gewänder der schönen Suleika Stück für Stück vorlegen. Bei jedem Kleide fragt er: „Ibrahim, hast du dieses Kleid deiner Frau gegeben?"

„Ja, Pascha!"

Dann aber kam ein Stück, das besonders kostbar schien.

„Auch dieses?" fragte der Pascha gedehnt.

Ibrahim stutzte. „Beim Barte des Propheten!" beteuerte er, „nie sah ich dieses Kleid! Ich habe es nicht gekauft!"

„Gut!" donnerte der Pascha und gab Befehl, daß ihm alle Schneider der Stadt sofort vorgeführt werden sollten. Einzeln vernahm er sie.

„Hast du dieses Kleid gefertigt?" fragte er streng. „Besinne dich, es geht um dein Leben."

„Nein, Pascha!" war aller Antwort, bis einer endlich zitternd gestand, daß er es gemacht habe.

„Für wen und wann?"

„Vor einigen Wochen, o Pascha. Der es bestellte, war der reiche Mirzam Effendi!"

„Geh, und bei deinem Leben, schweige über die Sache!" Der Pascha schickte seine Häscher aus und ließ Mirzam Effendi ergreifen, bei dem auch richtig die schöne Suleika gefunden wurde. Beide wurden dem Pascha vorgeführt.

Dieser ließ Ibrahim rufen. „Da!" sagte er, „nimm deine Frau und danke Allah, daß du mich zum Gebieter hast!"

„Verzeihe, o Pascha!" erwiderte der betrogene Ibrahim, „ein Weib, das nächtelang meinem Hause fern blieb, ist nicht mehr meine Frau!"

„Recht so! Wie ein Mann gedacht und gesprochen!" rief der Pascha. „Hier nimm, kaufe dir eine andere Frau und hüte dich, mir künftig in Gedanken wieder Unrecht zu tun!" Dabei warf er ihm einen mit Piastern gefüllten Beutel zu.

Dann wandte er sich ironisch lächelnd an die Schuldigen: „Es ist gewiß euer Wunsch, vereint zu bleiben?" Beglückt bejahten sie. „Gut, es geschehe!"

Daraufhin ließ sie der Pascha zusammenbinden und zu ihrem Entsetzen in das Meer werfen. Mirzams Vermögen aber wanderte in seine Schatzkammer.

Neue Bücher

* T. R. Ybarra: „Hindenburg". Seine drei Leben. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Rose Thesing. (Verlag Kurt Wolff AG., Berlin.) Dieses Buch eines Amerikaners wird seinen besonderen Rang behaupten, weil es mit aller Deutlichkeit zeigt, daß Hindenburg auch im Ausland als die große Persönlichkeit gewertet wird, die alles überragend heute das sichtbarste Symbol deutschen Wesens darstellt. Mit liebender Hingabe und erstaunlicher Einfühlungskraft, mit einem überaus scharfen Blick für die menschliche Größe Hindenburgs hat Ybarra dieses Buch geschrieben, das von den Kadettenjahren bis zur schicksalsschweren Gegenwart führt. Ob er als blutjunger Leutnant in der 1866er Krieg zieht, als Heerführer im Weltkrieg über das Schicksal von Millionen entscheidet, oder als Reichspräsident die heroische Aufgabe auf sich nimmt, Deutschland über der Parteien Haß und Hader hinweg den einzigen Weg zu führen, den er vor Gott und seinem Gewissen als den richtigen ansieht, immer durchwaltet dasselbe sittliche Gesetz sein Leben und sein Handeln. Viele bisher unbekannte Züge aus dem privaten Leben Hindenburgs werden in diesem Buche zum erstenmal mitgeteilt. Eine große Anzahl schöner Bilder ergänzen die glänzend geschriebene Biographie.

* „Bismarck gründet das Reich." Von Werner Beumelburg. (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.) Der von Tatsachen ausgehende Historiker verbindet sich mit dem die seelischen Hintergründe erspürenden Dichter. Der Bismarckroman ist ein künstlerisches Werk von Rang, das sich nicht in Kleinigkeiten der Zustandsschilderung verliert und doch ein klares Bild des Menschen und der Zeit gibt. Schmerzhaft ringen wir um den Rest dessen, was uns geblieben, grausam aufgeschreckt aus der Ruhe der Sorglosen. Einst kämpfte er für uns um das Werk — heute ist es an uns, darum zu kämpfen. Dies Buch zeigt Bismarcks Kampf, um uns reif zu machen für den unsrigen. Beklommen und überrascht begreifen wir, wie sein Geist mit den gleichen Fragen rang, die uns heute bedrängen. Das Hinauswachsen über Parteibegriffe, die rücksichtslose Beiseiteschiebung aller herkömmlichen Maßstäbe, die parteipolitische Grundsatzlosigkeit, die Forderung des übergeordneten Begriffes des Staates an sich, das Aufgehen in dem tieferen Grundsatz Staat und Nation, der leidensvolle Weg der Erkenntnis von einem zum andern und die geniale Übertragung der gewonnenen Erkenntnis auf die Politik — das ist der Weg, den uns in diesem Buche der wachsende, kämpfende, leidende und siegende Bismarck weist, ein Trost und ein Ansporn zugleich.

* „Den-Schi-Chua." Das Leben eines chinesischen Studenten. Ein Bio-Interview. (Malik-Verlag, Berlin W. 50.) Was geht in China vor? Vor allem: wie leben diese 500 Millionen Menschen? Das Buch „Den-Schi-Chua" von S. Tretjakow — dem Autor des Theaterstücks „Brülle China" — gibt zum erstenmal eine umfassende Antwort auf diese Fragen. Wir folgen einem jungen Chinesen aus Setschuan durch 23 Jahre seines Lebens. Wir erfahren zum erstenmal in allen Einzelheiten, wie es in einem chinesischen Kreis, einem Dorf, einem Hause zugeht. Wir dringen in das Schicksal von Familien aller Schichten des Landes. Und es ist nicht ein beliebiges Schicksal, nicht ein beliebiger Schauplatz, den wir kennen lernen. Der Vater des jungen Schi-Chua, aus der Familie der Den, war ein Freund und Mitarbeiter des großen chinesischen Revolutionärs Sun-Yat-Sen. In der Atmosphäre angespannter, revolutionärer Kämpfe wächst der junge Schi-Chua auf. Wir nehmen mit ihm an den geheimen Versammlungen, den Aufständen und Feldzügen teil, die der Vater leitet. Schi-Chua führt das Werk des Vaters fort. Nach dem Weltkriege geht er nach Peking, schließt sich den revolutionären Studenten an und kommt schließlich nach Moskau auf die chinesische Universität, die den Namen Sun-Yat-Sens trägt. Tretjakow nennt das Buch ein „Bio-Interview". Zwei Menschen haben daran gearbeitet: der junge Chinese Den-Schi-Chua und der Dichter Tretjakow, der den Stoff gestaltete und dem es gelungen ist, den Reichtum und die Bildhaftigkeit des chinesischen Denkens so zu erhalten, daß schon Stil und Sprache des Buches unendlich viel Aufschlüsse über das Denken und Leben der Chinesen geben.

* Paul Steinmüller: „Notwende". (Verlag Martin Warneck, Berlin W. 9.) Deutlicher noch und eindringlicher als in der langen Reihe seiner bisher erschienenen Betrachtungen, aus denen der Band „Die Ernte" eine willkommene Auswahl des Gereiftesten bietet, ruft Steinmüller wie einer der alten Propheten zu den ewigen Quellen allen Lebens. Er weiß um des Leidens „ewige Geheimnisse, deren Lösung nichts nützt", er weiß, daß das Leid nicht nur erduldet, sondern getragen werden muß, daß man in willigem Gehorsam und in Ehrfurcht vor seinem Geheimnis es nur überwindet, wenn man seines Nächsten Kreuz zu seinem eigenen auflädt, in der Liebe, die Opfer heißt.

* Jack Bilbo: „Ein Mensch wird Verbrecher". Die Aufzeichnungen des Leibgardisten von Al Capone. Diese seinerzeit im „Wiesbadener Tagblatt" erschienene spannungsvolle Reportage ist bekanntlich der erste authentische Bericht über Al Capone und die Chicagoer Unterwelt, deren Beherrscher er ist. Der Verfasser ist Jack Bilbo, der vier Kampfjahre als Gangster hinter sich hat und zugleich über eine verblüffende schriftstellerische Darstellungskraft verfügt. Für uns ist besonders interessant, daß sich hinter diesem Pseudonym ein Deutscher aus guter Familie verbirgt. Die Zerrüttung der Nachkriegszeit trieb ihn schon mit fünfzehn Jahren aus dem Elternhause. Der heute 24jährige war Filmaufnahmeleiter, Kohlentrimmer, Straßenhändler, Reporter, Werbeleiter, Chauffeur, Kellner, Fabrikdirektor, Innenarchitekt, Redakteur, ehe er durch ein eigentümliches Schicksal in den Bannkreis Al Capones geriet.

* Jack London: Meuterei auf der „Elsinore". Übersetzt von Erwin Magnus. (Universitas, Deutsche Verlags-AG., Berlin W. 50.) Die „Elsinore", eines der letzten großen Segelschiffe, wagt die berüchtigte Umsegelung von Cap Horn. Sie trägt eine sonderbar bunt zusammengewürfelte Schar Menschen durch die Einsamkeit der ungeheuren Wasserwüste. Von Anfang an ist ein kommendes Unheil zu spüren. Es gelingt Jack London wunderbar, die schwüle, unheilträchtige Stimmung auf diesem Unglücksschiff zu gestalten. Wir erwarten in beklommener Spannung, was eigentlich geschehen wird. Mitten auf der Fahrt stirbt der Kapitän und die Meuterei bricht los. Diese Meuterei gleicht in nichts den herkömmlichen Vorstellungen, sondern eher einer modernen Lohnbewegung. Wind und Wetter zwingen die Mannschaft zudem, ihren Dienst weiter zu tun, um ihr eigenes Leben zu retten. Eine grandiose Schilderung von Meer und Seefahrt, in der Jack London ja anerkannter Meister ist.

* „Die Preußische Hauszinssteuerverordnung" in der ab 1. April 1932 gültigen Fassung unter besonderer Berücksichtigung der Hauszinssteuerablösung. Mit Erläuterungen herausgegeben vom Verband rheinischer Haus- und Grundbesitzervereine (E. V.), Köln. Im Interesse der Steuerpflichtigen beschränkt sich dieser Kommentar darauf, nur die wichtigsten Bestimmungen des Gesetzes ausführlicher zu behandeln und vor allen Dingen die Möglichkeiten Steuerermäßigungen zu erwirken, eingehender zu erläutern. Ein besonderer Abschnitt ist der Hauszinssteuerablösung gewidmet. Bei der Mannigfaltigkeit der Gesetzgebung auf dem Gebiete der Hauszinssteuer und der ergangenen Ausführungsvorschriften trägt die vorliegende Broschüre dem Bedürfnis weitester Kreise Rechnung, da sie die für die Praxis erwünschte Information durch ihre übersichtliche Anordnung und die Beschränkung auf das notwendigste wesentlich erleichtert.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.